

Die Priesterin

von

Wichtel/in

für

Ajanna

Alles begann an dem Tag, als die Priesterin die größtmögliche Auflehnung gegen die Kirchenmänner wagte: Sie gebar eine Tochter. Die Geburt verlief still und heimlich und in großer Abschottung vor dem Rest der Klostergemeinde. Man hatte sie kommen sehen, durch die Priesterrobe hindurch, und man hatte Sorge dafür getragen, dass der Kreis der Beobachter so klein wie möglich blieb. Den Vater, einen jungen und zur Askese verpflichteten Novizen, hatte man bereits des Klosters verwiesen, als die Priesterin ihre Schwangerschaft nicht mehr hatte leugnen wollen. Die Priesterin hatte die Schuld für alles auf sich nehmen wollen, hatte behauptet, den jungen Mann verführt zu haben, und natürlich hatte der Abt dies geglaubt, denn es war die Bestätigung dessen gewesen, was er ohnehin seit Jahr und Tag befürchtet hatte, nämlich, dass die Aufnahme einer Frau im Kloster eine Zukunft voller Unheil bedeuten würde. Der Novize wurde trotzdem aus der Klostergemeinde ausgeschlossen. Die Priesterin aber blieb, denn die kirchlichen Lehren sahen unmissverständlich vor, dass nur der Tod die einmal in ihrem Träger verankerte Priesterwürde aus den Angeln heben konnte. Jede andere Art der nachträglichen Amtsenthebung hätte einen Widerspruch zur innosgeleiteten Erkenntnis bedeutet, mit der die Priesterweihe durchgeführt worden war, oder, noch schlimmer, einen Irrtum des Weihenden Abtes, und so etwas konnte und durfte es natürlich nicht geben. Die Priesterin hatte erbeten, dass wenn der Vater schon gehen musste, sie wenigstens ihr Kind behalten durfte, und schließlich hatte sie die Zustimmung des Abtes erringen können. Drei Monate später wurde ihre Tochter geboren, bei Kerzenschein in einem großen Badezuber voll warmem Wasser, in der Kammer der Priesterin unter der Aufsicht einiger neugieriger Adlaten des Abtes, die den Vorgang beaufsichtigen und später Bericht erstatten sollten. Obwohl man es der Priesterin versagt hatte, eine Hebamme ins Kloster zu bestellen, gelang die Geburt ohne Schwierigkeiten, und zum ersten Mal seit vielen

Jahren voller Anstrengungen und Entbehrungen empfand die Priesterin ein seltsames Gefühl von Glück.

Der Tag des Beginns war nun zwanzig Jahre her, und Joanna setzte zum ersten Mal einen Fuß auf die kleine, nebelverhangene Insel, die so unbekannt war, dass kaum jemand einen ihrer vielen Namen kannte, von denen *Die Rabeninsel* nur einer war. Die Insel, die auf den gängigen Seekarten oft gar nicht verzeichnet war, hatte über den Lauf der Jahrhunderte eine wechselhafte Geschichte erlebt: Mal in der Hand der Orks, mal in der Hand der Menschen war sie Spielball verschiedenster Mächte in zahlreichen Kriegen gewesen, hatte den Schauplatz für Belagerungen, Hungersnöte und Seuchen gestellt und Helden im Exil und Kriegsverbrecher in der Verbannung gleichermaßen beherbergt – und ihre Mutter, die Priesterin, wie Joanna nach Jahren der Suche herausgefunden hatte.

Joanna war kaum von der schwankenden Pinasse gestiegen, da empfingen sie auch schon die zarten, warmen Winde, welche die Insel selbst jetzt im Winter noch umströmten. Es war ein Wetterphänomen, über das sie der Besitzer und Steuermann des kleinen Boots in Kenntnis gesetzt hatte, und an das Joanna wohl nicht geglaubt hätte, wenn sie nicht schon in ihrer Heimat zahlreiche Berichte von warmen Strömungen, wiederkehrenden Winden und geheimnisvollen Luftverwirbelungen gehört hätte. Der Mann, der sie auf die Insel übergesetzt hatte, hatte sich als ehemaliger Seepaladin ausgegeben und sehr laut darüber geschwiegen, warum er nun keiner mehr war. Da in sein Antlitz die Rohheit und Grobheit eines vom Glauben abgefallenen Streiters eingeschnitzt waren, hatte Joanna ihm diesen Teil seiner verworrenen Lebensgeschichte sogar geglaubt. Der ganze Rest aber, den er ihr während der Überfahrt erzählt hatte, war ein Haufen Lügen gewesen, ein löchriges Fischernetz voller Arabesken, Anekdoten und Räuberpistolen, und Joanna hatte Mühe damit gehabt, seine vielfältigen Erzählungen jeweils früh genug abzuwürgen, dass sie sich nicht wie Seetang über die Reise legten.

Der Mann, der ihr seinen Namen nicht verraten und nach dem Joanna auch gar nicht gefragt hatte, hatte ihr eigentlich schon bei Nennung des Preises für die Überfahrt den Hals abgeschnitten. Und trotzdem hatte er während der etwa halbtägigen Reise mehrmals nachverhandelt, hatte fortlaufend weitere, vorher verschwiegene Auslagen geltend gemacht und Kosten für spontan notwendig gewordene Reparaturen am Boot verlangt. Joanna hatte alles anstandslos bezahlt, damit der Mann nicht den Hauch einer Gelegenheit bekam, um ersatzweise das vorzuschlagen, was er eigentlich im Schilde führte.

Nicht Glück, sondern Disziplin und Sparsamkeit waren dafür verantwortlich, das Joannas Geldsäckel überhaupt genug gefüllt war. Der Lohn, den sie in ihrer Lehre bei einem älteren Alchemisten verdiente, hätte für Kost und Logis ihrer Reise allein nicht ausgereicht, aber Joanna hatte nebenbei dazuverdient, mit dem freihändigen Verkauf von Kräutern, Salben und Pasten. Mittel gegen Pusteln, Rötungen, Rückenschmerzen, chronische Verschleimung und männliches Versagen waren in ihrer Heimat sehr beliebt, und lediglich die Vorsicht gegenüber ihrem Lehrmeister hatte sie davon abgehalten, dieses Geschäft noch viel größer aufzuziehen. Die Kunde über die heilenden Kräuter – Blutschilf gegen Schorf, Eisenhalm gegen Erschöpfung, Morgentau gegen Magenbeschwerden und Steinwurzel gegen krampfende Waden – hatte Joanna nicht bei ihrem Ausbilder gelernt, sondern sich selbst beibringen müssen, denn schon von Geburt an litt sie unter vielerlei an sich harmlosen, in der Summe aber lähmenden Gebrechen, deren Behandlung sie niemand anderem als ihr selbst überließ. Das war schon so gewesen, als sie im Waisenhaus zu Khorinis gelebt hatte und sie jeglichen Besuch selbsternannter Mediziner und Forscher verweigert hatte.

Als Joanna das Boot verließ, war sie froh, nicht mehr von den Launen, der Güte und der Gnade eines fremden Herren abhängig zu sein – ein wiederkehrender Wunsch, der sich wie ein roter Faden durch ihr Leben zog. Wie sie den knarrenden Bootssteg entlang schritt, spürte sie das Grinsen des vermeintlichen Seepaladins in ihrem Rücken: zwei Reihen

gelber Zähne, die schief im schwarzen Zahnfleisch staken wie alte Grabsteine. Sie hörte ihn noch irgendetwas halblaut hinterher rufen, aber sie drehte sich nicht um und tat so, als sei es ihr entgangen. Das war eine stetig eingeübte und meist erfolgreiche Strategie, und so schaffte Joanna es auf den Dorfplatz der kleinen Insel, ohne weiter behelligt zu werden. Dort angekommen, verweilte sie zunächst ein wenig auf dem frühmittäglich verschlafenen Platz und zog ein kleines Büchlein aus der Innentasche ihrer schlichten, braunen Reiserobe hervor. Es war in geschwärztes Leder eingebunden und enthielt ein paar wenige Notizen über ihre Reise und die Rabeninsel, vor allem aber bot es Platz, um die Geschichte ihrer Mutter aufzuschreiben. Bisher stand dort nur der Beginn:

Es war einmal eine Priesterin Innos', die erste und vielleicht einzige ihres Standes und eine Fremde unter den alteingesessenen Männern des Klerus. Ihre Weihe stieß auf großen Widerstand, aber als sie die Prüfung des Feuers ablegte, musste der Abt sie in die klösterliche Gemeinde aufnehmen, denn die kirchlichen Lehren sahen hierfür keine Ausschlussgründe nach Alter, Vorleben oder Geschlecht vor, kam das Bestehen der Feuerprüfung doch einem göttlichen, unfehlbaren Urteilsspruch gleich, der nicht einmal dadurch angefochten werden konnte, dass die Priesterin kaum ein Jahr nach ihrer Weihe eine Tochter gebar. Die Priesterin blieb, die Tochter aber ließ sie außerhalb des Klosters aussetzen.

Joanna hatte Jahre ihres Lebens damit verbracht, ihre Familiengeschichte und ihre Ursprünge zu erforschen, und diese Zeilen waren nahezu alles, was sie hatte herausfinden können. Sie war bereits als junge Frau zum Festland ausgezogen, um Spuren ihrer verlorenen Mutter zu suchen, aber erst nach ihrer Rückkehr auf Khorinis war sie fündig geworden, nachdem sie vermutlich jeden einzelnen ihr bekannten und unbekannten Bewohner der Hafenstadt danach gefragt hatte, wo und von wem sie geboren worden war. Nur im Waisenhaus hatte sie nicht gefragt, denn dort herrschte über solche Belange erstens die Pflicht zum Schweigen, zweitens und vor allem aber die Lust am Lügen, und all jene

Geschichten der Mutter Oberin darüber, dass Joanna als Kind einer Hure im Hafenbecken halb ersäuft von einer der Barmherzigen Schwestern Innos' gefunden und gerettet worden war, fügten sich derart erkennbar in die üblichen Moralpredigten über Schande und Sünde ein, dass sie schlicht nicht wahr sein konnten. Erst der Hinweis auf einen alten Schmied, der in einer Hütte am Rande der Stadt hauste und beim Starren ins Schmiedefeuer irgendwann halb blind geworden war, hatte Joanna der Wahrheit ein Stück näher gebracht. Der alleinstehende, alte Mann hatte ihr Bruchstücke ihrer Herkunft erzählt und sich in Schweigen darüber gehüllt, woher er das alles wissen mochte, aber kleinere Details und die Festigkeit seiner Stimme hatten Joanna schließlich davon überzeugt, dass er sich nicht alles von der Geschichte frei ausgedacht haben konnte. Joanna hatte in seinen Augen, die matt und eingetrübt und früher einmal so grün wie ihre eigenen gewesen sein mochten, keine Lüge erkennen können, und das war unter den Männern und Frauen von Khorinis ein so seltener Moment, dass er sich tief in Joannas Gedächtnis eingegraben hatte.

Joanna klappte das Buch wieder zu und steckte es zurück in ihre Robe. Seit sie den Anfang der Geschichte niedergeschrieben hatte, beschäftigte sie diese eine Frage: Warum hat die Priesterin ihr Kind weggegeben? Wenn sie jemals eine Antwort darauf bekommen sollte, dann auf dieser Insel. Joanna blickte in den Himmel hinauf, sie hatte aus dem Augenwinkel etwas in der Ferne erfasst. Der Nebel, der von der Küste aufstieg, hatte sich allmählich gelichtet, und am wolkig gescheckten Mittagshimmel stiegen schwarze Punkte über dem Berg im Zentrum der Insel auf. Joanna hatte schon davon gehört; es waren die Vögel, die der Insel ihren Namen gegeben hatten. In etwa einmal alle sieben Tage machten sie sich auf zu den Menschen, um deren Abfall und Hinterlassenschaften zu durchforsten, und stets wurden sie dabei fündig. Heute war es wieder so weit. Es war der Tag, an dem die Raben ins Dorf kamen. Joanna schaute dem Schauspiel eine Weile lang interessiert zu und zählte an die fünfzig schwarze Punkte, die sich vom wolkenverhangenen Gipfel des Inselbergs aufmachten, aber die Tiere

waren sehr langsam, und Joannas Interesse an fremden Orten galt in der Regel nur der heimischen Flora. Da sie heute aber nicht auf der Suche nach Drachen- oder Steinwurzeln, sondern ihren eigenen Wurzeln war, steuerte sie auf dem menschenleeren Platz das erstbeste große Gebäude an.

Es war eine Gaststätte, die von einer vollständig ergrauten Greisin geführt wurde. Joanna meinte ihr anzusehen, dass sie den streng gebundenen Dutt schon als junge Frau getragen haben musste, ebenso wie ihren langen, schweren Rock mit der Schürze darüber. Die alte Frau erschien beinahe körperlos, wie ein Hals und ein Kopf in Kleider gesteckt. Joanna kannte diese Art zu kleiden von vielen anderen Frauen, die unter Männern arbeiteten, und ihre eigene Reiserobe verfolgte teils ähnliche Zwecke. Lediglich ihr Haar mochte Joanna nicht verstecken, dafür mochte sie es zu sehr; es war feuerrot, und Joanna glaubte fest daran, dass ihre Mutter die gleiche auffällige Haarfarbe tragen musste. Die Greisin hatte gerade nichts zu tun, denn der Schankraum war leer, und deshalb war sie es, die das Gespräch begann und Joanna nach dem Grund ihrer Reise fragte. Joanna, im Bedürfnis, sich hier jemandem anzuvertrauen, zögerte nicht, zumal die Greisin sie an die alte Hanna aus Khorinis erinnerte, die dort ein Hotel für fahrende Händler betrieb und ihr, aus welcher Quelle auch immer, die entscheidenden Hinweise zum Verbleib ihrer Mutter auf dieser Insel hier gegeben hatte. Joanna schilderte der Greisin zwar nicht alle Details, insbesondere nicht, dass sie die Tochter der Priesterin war, aber dennoch genug, damit die Greisin verstand, warum sie hier war. Die Greisin gab sich wissend und revanchierte sich mit einer kleinen Erzählung über die Priesterin, die Joanna aufmerksam verfolgte. Nachdem die Greisin alles gesagt hatte, fragte sie Joanna, ob sie bleiben wolle, die Zimmer in der Pension seien in der Regel nicht voll belegt. Joanna nahm das Angebot dankbar an und ließ sich einen Schlüssel geben, ging die schiefe Treppe zwischen Tresen und Schankraum hinauf und betrat das letzte der fünf Zimmer im kleinen Flur. Dort notierte sie in ihrem Notizbuch, was sie von der Greisin gehört hatte:

Die Priesterin war alleine, als sie auf die Insel kam. Sie ließ sich im Dorf nieder, in einem kleinen Häuschen nahe dem Brunnen, und arbeitete dort als Heilerin. Obwohl sie sehr zurückgezogen lebte, war sie bei den Dorfbewohnern beliebt. In Kriegszeiten gab sie den Kranken Gesundheit und den Zweiflern Hoffnung, aber Soldaten behandelte sie nur, wenn sie ihre Waffen niederlegten. Den wechselnden Machthabern der Insel war sie bald ein Dorn im Auge, und so kam es, dass Unbekannte eines Nachts ihre Behausung mit Verwünschungen aus Ochsenblut beschmierten. Die Priesterin ließ sich davon nicht einschüchtern, aber als zwei Nächte später ihre Hütte angezündet wurde, verließ sie das Dorf und ging auf den Inselberg, wo sie fortan in einer Klause als Kräuterkundige und Selbstversorgerin lebte.

Joanna hatte noch gefragt, ob die Priesterin denn noch lebte, aber entweder die Greisin wusste es nicht oder wollte es ihr nicht sagen. Joanna machte sich nicht die Mühe, ihr karges Zimmer – die Einrichtung bestand aus einem Bett aus durchgelegenen Strohsäcken, einem Stuhl und einem Waschzuber – zu beziehen. Sie hatte kein Reisegepäck und kaum Proviant dabei; alles, was sie brauchte, trug sie in einer kleinen Umhängetasche. Sie vergewisserte sich, dass ihre Zimmertür von innen abgeschlossen war, legte ihre Robe über den Stuhl und zog dann einige vorbereitete Pasten und Salben aus ihrer Tasche hervor, um sich damit einzureiben. Das Salzwasser auf der Seereise hatte ihre Haut weniger angegriffen als erwartet, aber Vorsorge war besser als Nachsorge, wenn es um entzündete Ekzeme, nässende Ödeme oder Schlimmeres ging. Als Joanna mit ihrer kleinen Kur fertig war, kleidete sie sich wieder an und zog sodann ein Kräuterbällchen aus ihrer Umhängetasche hervor. Sie wickelte es aus dem Pergament aus und begann es langsam zu kauen. Es war eine eigens von ihr entwickelte und präzise dosierte Mischung aus Harnischkraut, Eisenhalm, Ogerblatt und Herrscherkraut, eingeweicht in einer Drachenwurzelessenz, die Abhilfe leistete gegen schwache Arme, zitterige Knie und allgemeine Abgeschlagenheit. Joanna hatte noch mehrere weitere dieser zusammengepressten Kräuterbällchen im Gepäck, jedes mit seiner ganz eigenen Mischung, aber für den Moment

hatte sie, was sie brauchte. Sie ließ sich Zeit und kaute langsam, wartete noch eine Viertelstunde, nachdem sich das Kräuterbällchen vollständig in ihrem Mund aufgelöst hatte, und verließ erst dann ihr Zimmer. Unten angekommen fand Joanna die Greisin nicht wieder, sie war entweder fortgegangen oder woanders im Haus unterwegs. Im Schankbereich saßen drei Männer, verteilt auf zwei Tische und die Theke, und musterten Joanna in stiller Eintracht, als sie die Treppe herunterkam. Um nicht zu schüchtern zu wirken, kam Joanna von sich aus zu ihnen und begann ein Gespräch. Alle drei der Männer stellten sich vor, einer war Gerber, der andere Küfer, der dritte sagte nichts über seinen Beruf. Sie waren alle schon ergraut und wirkten gelangweilt vom Tag und gesättigt vom Leben. Joanna erschienen sie ungefährlich, aber sie wusste, dass der Eindruck auch täuschen konnte. Sie erkannten Joanna sofort als Auswärtige, was in einem Dorf von vielleicht dreißig Seelen auch kein Wunder war, und fragten neugierig, wo sie herkam. Joanna gab sich hier deutlich verschlossener als vor der Greisin, aber weil sie sich Informationen erhoffte, verriet sie, dass sie auf der Suche nach der Priesterin war.

„Vermutlich schon tot“, sagte der Dritte sofort, und die anderen beiden widersprachen nicht.

„War eine Hexe“, führte der Gerber aus und schilderte wortreich, wie er die Priesterin bei Opferritualen beobachtet hatte. Er log, dass sich die Balken bogen.

„Man sagt, sie habe ihre Familie im Stich gelassen“, mutmaßte der Küfer und war dabei sogar noch der netteste. Die drei Männer erzählten unterschiedliche Geschichten, die sich mal deckten, mal aber auch nicht, verstiegen sich dabei zu Spekulationen und machten unpassende Scherze. Ein wirklich gutes Wort verlor dabei keiner von ihnen über die Priesterin, aber Joanna hatte auch nichts anderes erwartet. Als es ihr zu viel wurde, rang sie sich zum Abschied. Die Männer ließen sie gehen. Als Joanna die Tür nach draußen öffnete, hörte sie bereits die Raben, und als sie auf dem Dorfplatz stand, waren die schwarzen Vögel überall. Sie hatten sich in Reih und Glied niedergelassen am Bootssteg, in

versprengten Grüppchen auf den farblosen Schilfdächern und im Kreis angeordnet auf dem Brunnen, der die Mitte des Dorfplatzes markierte. Menschen sah Joanna nicht. Ob sie aus Respekt vor den Raben in ihren Häusern blieben oder ob sie schlicht alle daheim zu tun hatten, wusste sie nicht. In der Ferne hörte sie immerhin einen Schmiedehammer klingen. Den Vögeln machte das nichts aus, und auch als Joanna sich ihnen näherte, regten sie sich kaum. Sie musterten sie zwar interessiert, aber als Joanna sich auf der Kante des steinernen, runden Brunnens niederließ, hüpfen sie bloß sachte ein paar Krallenlängen zur Seite, sodass die Reisende nun zwischen ihnen saß. Nicht einmal, als sie in ihre Robe griff, das Notizbuch hervorholte und ihren Kohlestift ergriff, machten sie Anstalten zu fliehen, und Joanna war das nur ganz recht so. Sie schrieb einiges, aber nicht alles von dem nieder, was sie von den drei Männern gehört hatte:

Warum die Priesterin auf die Insel gekommen war, wusste niemand, und wenn sie gefragt wurde, dann verwehrte sie jede Antwort – bis irgendwann gar keiner mehr fragte. Für eine Verbannung fehlte das militärische Geleit, für einen Altersruhesitz war sie noch zu jung. Dass eine Frau alleine und für sich loszog, hatte man auf dieser Insel noch nicht gesehen. Man hielt die Priesterin für verwitwet, andere munkelten, man habe die kirchlichen Lehren korrigiert und sie aus dem Kloster entlassen, wieder andere glaubten zu wissen, sie habe aus ihrer alten Heimat fliehen müssen und dabei ihre Familie im Stich gelassen. Neue familiäre Bande knüpfte sie nie, und selbst in den Zeiten vor ihrer Eremitage auf dem Inselberg hatte es keinen gegeben, der in enger Freundschaft zu ihr stand. Doch jeder, der auch nur einmal mit ihr gesprochen hatte, wusste von der schweren Melancholie zu berichten, welche die Priesterin umgab, und über die Jahre hatte sich ein immer deutlicheres Schwarz in das feurige Rot ihrer Robe gemischt.

Ein Flattern brachte Joannas Aufmerksamkeit zurück in das Hier und Jetzt. Einer der Raben war vom Brunnenrand gehüpft und hatte sich in die Lüfte geschwungen, die anderen Vögel links und rechts von ihr taten

es ihr nach und nach gleich. Binnen weniger Augenblicke war ein ganzer Schwarm von ihnen am Himmel zu sehen, gleich einer dunklen Rauchwolke, die sich aus Schwaden von den Häuser- und Hüttendächern speiste. Als die Wolke komplett war, bewegte sie sich wieder gen Inselberg. So plötzlich wie die Raben gekommen waren, waren sie auch wieder fortgeflogen.

Das Klackern geöffneter Fensterläden lenkte Joannas Blick auf ein Haus am Rande des Dorfplatzes, aber Joanna musste erst um eine moosbewachsene Mauer gehen, um die Behausung ganz sehen zu können, und als sie angekommen war, war schon niemand mehr am Fenster. In einigen Metern Entfernung zum Haus, nun ganz am Rande des Dorfs und in Sichtweite zum Waldrand, sah Joanna vier Frauen auf dem Boden sitzen. Sie hockten auf einem bunt gemusterten Teppich, der sich bei genauerem Hinsehen als noch unfertig entpuppte, denn die Frauen hatten ihn an vier verschiedenen Enden gepackt und knüpften ihn in stummer Eintracht weiter. Sie trugen große, weiße Hauben und lange, gewölbte Gewänder in Schwarz, die ihnen bis zu den Knöcheln hinab reichten. Es waren die einzigen Frauen, die Joanna bisher im Dorf gesehen hatte, von der Greisin im Hotel mal abgesehen. Joanna wollte gerade zu ihnen herüber gehen, da klackerten erneut die grünen Fensterläden am Haus, und eine mittelalte Frau mit struppigen Haaren und in weißer Schürze streckte ihren Kopf heraus. Sie winkte Joanna zu sich heran und sagte, beinahe im Flüsterton: „Sprich sie jetzt nicht an. Sie dürfen dabei nicht gestört werden.“ Joanna wollte sich den Grund dafür erklären lassen, aber die Frau im Fenster ließ sich alles aus der Nase ziehen. Am Ende verstand Joanna nur, dass es sich dabei um eine Art inseleigenen Kult handeln musste, sehr harmlos und mit nicht sehr vielen Riten und außerdem sehr praktisch veranlagt, weil man den Teppich, der am Ende riesig werden sollte, nach seiner Fertigstellung zerschnitt und die Einzelteile den Dorfbewohnern als Geschenke zum Winterfest in die Häuser gab, woraufhin wieder ein neuer Teppich angefangen wurde und immer so weiter. Die Frauen wiederum wurden von der Dorfgemeinschaft zum Knüpfdienst bestimmt und jedes Jahr

neu gewählt. Joanna fragte auch nach den Namen der Frauen und bekam sie genannt, aber sie hatte diese Namen noch nie zuvor gehört: Kathrin, Judith, Miriam und Agnes. Sie hielt sie zunächst für eine Art Ordensnamen, aber auf Nachfrage versicherte ihr die Frau, dass sie diese Namen seit ihrer Geburt trugen. Ihren eigenen Namen verriet die Frau nicht. Joanna fühlte sich in ihrem Eindruck bestätigt, dass alle Bewohner dieses Dorfes einen gemeinsamen Mantel des Schweigens teilten, der nur an wenigen Stellen kleine Risse zeigte, und das auch nur, wenn man zum richtigen Moment hinsah. Joanna ließ es auf einen Versuch ankommen und fragte die Frau nach der Priesterin und nach den Sachen, die sie schon von den anderen Dorfbewohnern gehört hatte. Die Frau erzählte einiges, vieles davon am Thema vorbei, aber später, als das Gespräch beendet war und Joanna auf einem kleinen Vorsprung der moosbewachsenen Mauer saß, konnte sie ein paar Zeilen notieren:

Mit der räumlichen Distanz zu den Bewohnern der Rabeninsel wuchs auch die menschliche Distanz, und es dauerte kaum ein halbes Jahr, nachdem die Priesterin das Dorf verlassen und auf den Inselberg gegangen war, da sprach man unter den Dorfbewohnern immer schlechter von ihr. Viele Männer, aber auch viele Frauen nahmen es ihr übel, dass sie erst ihr Kind in ihrer Heimat und schließlich nun auch die Dorfbewohner alleine gelassen hatte. Nicht wenige warfen der Priester ganz offen Liederlichkeit vor und verboten ihren Männern, alleine auf den Inselberg zu steigen. Andere wiederum unterstellten ihr einen ungebremsten Machtwillen, dem sie sogar ihr eigen Fleisch und Blut untergeordnet hatte, nur um weiter Priesterin des Feuers bleiben zu dürfen. Alle waren sie sich einig: Eine Mutter, die ihre Tochter verleugnete, musste für immer eine Fremde auf dieser Insel bleiben. Nur wenige nahmen die Priesterin in Schutz und deuteten ihren Fortzug auf den Inselberg als Zeichen der inneren Einkehr und tiefen Reue für die Sünden, die sie begangen hatte.

Nachdem Joanna diese Zeilen niedergeschrieben hatte, fühlte sie eine ungewisse Last auf sich sitzen. Als sie sich vom Mauervorsprung herabließ, sah sie in der Nähe der Gaststätte einen Mann mit einer

Schaukel, der im schwerfälligen Trott eines Totengräbers den Dorfplatz überquerte. Es schien, als hätten sich ihre Blicke für einen Moment getroffen. Dann korrigierte der Mann seinen Kurs und verließ den Dorfplatz am anderen Ende durch ein kleines, schwarzes Gittertor hinein in ein kleines Wäldchen. Er sollte der einzige Dorfbewohner bleiben, den Joanna auf ihrem Weg zurück zur Gaststätte sah. Das Dorfleben hier fand größtenteils hinter verschlossenen Türen statt, aber Joanna war sich nicht sicher, ob das nicht nur heute so war.

Im Schankraum der Gaststätte war ein vierter Mann zu den dreien hinzugekommen und wurde gerade von der Greisin bedient. Joanna schlich die Treppe herauf und schloss sich in ihrem Zimmer ein. Dann zog sie erneut ihr Notizbuch hervor und überlegte, ob sie noch ein paar weitere der Informationen, die sie erhalten hatte, niederschreiben sollte. Sie entschied sich nach einiger Grübelelei dagegen. Der nächste Abschnitt der Geschichte würde der entscheidende, vielleicht sogar der letzte sein, aber für das Ende war es noch zu früh. Zuvor musste sie erst die Schwere auf ihrem Herzen und die Zweifel in ihrem Kopf abtragen. Joanna öffnete ihre Umhängetasche und kramte ziellos darin herum. Sie suchte nichts Bestimmtes, aber es beruhigte sie, ihre Kräutermischungen bei sich zu wissen. Nachdem sie so eine Weile in ihrem Zimmer herumgesessen hatte, stand sie von dem wackeligen Holzstuhl auf, hängte sich ihre Tasche um und verließ die Gaststätte wieder. Unten im Schankraum schlugen die Männer lachend mit flacher Hand auf den Tisch, ein Würfelspiel vor ihnen ausgebreitet. Sie genügten dabei ganz sich selbst und würdigten Joanna keines Blickes. Die Greisin stand währenddessen wieder hinter ihrer Theke und musterte Joanna mit unbewegter Miene, sagte aber nichts.

Wind war aufgekommen, und in der Ferne ertönte ein kleines Glockenspiel, als Joanna den Dorfplatz überquerte und wieder zum Mauervorsprung zurückkehrte. Die vier Frauen, die vorhin noch so eifrig geknüpft hatten, waren fort. Den unvollständigen Teppich hatten sie, genau wie ihre kleinen Werkzeuge, einfach liegen gelassen. Joanna vermutete, dass sie gerade Pause machten. Ihr Zeitgefühl war ihr in

diesem Dorf abhandengekommen. Hier fühlte sich alles ein bisschen wie unter einer gläsernen Käseglocke an, die Wetter, Sonne und auch die Zeit nur sehr gedämpft und verzögert durchließ.

Joanna kam an den Rand des Dorfes und sah ein Eisentor ähnlich dem, durch das der Totengräber gegangen war. Es war aber höher, viel höher – auch als die verhältnismäßig niedrigen Mauern, die das Dorf umgaben – Joanna hätte mit einem kleinen Satz über sie drübersteigen können. Als Joanna auf das Tor zuing und eine der geschwärzten Streben greifen wollte, nahm sie ein neues Geräusch wahr. Irgendwo in der Nähe fegte jemand mit einem Besen, aber Joanna fand diese Person auch nach längerem Suchen nicht. Hier am Rande des Dorfes waren die Fenster und Türen der Häuser von ihr abgewandt, und das Pflaster der Gässchen, welche die Häuser zwischen sich ließen, wirkte wie noch nie betreten. Als Joanna das Tor ergriff, ließ es sich mühelos aufziehen. Hinter Mauern und Tor lag der Urwald der Insel, unberührt und schlafend, lediglich durch einen schmalen Pfad aus kleinen Steinplatten geteilt, der sich aber nach einigen Schritten bald verlor. Der Wald war nicht exotisch, aber die mattgrüne Vegetation war dicht und nahezu undurchdringlich, die Laub- und Nadelbäume hoch aufgewachsen, Dachsbauten und Termitenhügel dekorierten die Landschaft, Pilze in allen Formen und Farben sprossen am Wegesrand, der von verrottende Baumstämmen gesäumt wurde. Der Wald war voller Leben, aber es war ein zurückgenommenes, stilles und schläfriges Leben. Über den Schlaf des Waldes wachte, in einiger Ferne, der Inselberg.

Joanna fand ihren Weg durch die Natur leicht, denn nach kurzer Zeit musste sie einfach nur dem stetigen Anstieg folgen, der sich um den Berg schlängelte. Schritt für Schritt wichen Bäume, Büsche und Farne dem kargen, felsigen Boden und machten Platz für Kies, Geröll, Moose und Kletterpflanzen. Der Gebirgspfad schrumpfte nach und nach auf die Breite von drei Fußlängen zusammen. Joanna wanderte so eine ganze Zeit lang den Berg hinauf. Zuerst störte ihre Reiserobe, Joanna schwitzte viel beim Aufstieg, und der Stoff legte sich feucht und klamm an ihre Haut. Je höher sie im Berg kam, desto mehr aber war sie froh über ihre

Reisekleidung, denn bis hierhin reichte die Wirkung des warmen Stroms, der die Rabeninsel umfloss, nicht mehr.

Den Weg verbrachte Joanna größtenteils in Gedanken. Es waren Gedanken an ihre Mutter, und sie waren von der drängenden Frage durchsetzt, ob es stimmte, was sie über ihre Mutter gehört hatte und was man über sie, die Priesterin, erzählte. Eigentlich kannte Joanna die Antwort auf diese Frage selber: Die Menschen waren – vielleicht noch neben den Orks, aber da war Joanna sich nicht sicher – die einzigen bekannten Lebewesen, die der Lüge fähig waren, und sie nutzten diese Fähigkeit gern und oft. Die interessante Frage war deshalb vielmehr, was von den Geschichten vielleicht *nicht* gelogen war, und es war diese Frage, die Joanna in ihrem Kopf, ihrer Brust, ihrem Bauch und ihrem Herzen umwälzte. Nicht alles, was sie auf ihrer Suche über ihre Mutter erzählt bekommen hatte, hatte Joanna niedergeschrieben. Sie hatte sich bemüht, nur das aufzuschreiben, was ihr plausibel und glaubhaft erschien, was nicht einzig von Niedertracht, Missgunst, ungelösten persönlichen Konflikten und stellvertretendem Hass getrieben war. Die Wahrheit war unter den Menschen in den Städten und Dörfern rar und teuer, und oft genug wurde sie mit Erfindungen, Abwandlungen, Auslassungen, Ängsten, Wünschen und Träumen gestreckt. Joanna selbst ließ alle Worte durch einen Filter gehen, der die reine Wahrheit von den verklumpten Falschheiten trennen sollte. Aber je mehr bei dieser Verstandesarbeit ihr Herz dazwischenrief, desto schwieriger fiel sie ihr, und sie fürchtete, dass der Sand, den sich so viele der Menschen tagtäglich selbst und gegenseitig in die Augen streuten, bald auch ihr die Sicht nehmen oder ihren Hunger nach der Wahrheit ersticken würde. Die Suche nach unangenehmen Wahrheiten zu beginnen, das war das eine, diese Wahrheiten dann auch zu finden, war etwas ganz anderes. Joanna traute sich viel zu, aber würde sie sich ganz am Ende noch trauen, die Antwort auf das große *Warum?* zur Kenntnis zu nehmen? Joanna schüttelte den Kopf und biss die Zähne fest zusammen. Sie musste an die Spitze des Inselbergs gelangen, vorher würde die Geschichte – ihre eigene und die ihrer Mutter – kein Ende bekommen können.

Es wurde immer kälter, und nach einer Stunde der Wanderung begann es zu schneien. Die Frostbisse krochen durch den Stoff der Kleidung und schlugen die Zähne in Joannas Haut. Joanna, die ohnehin wetterfällig war und wegen des Temperaturumschwungs und der Anstrengung an pochenden Schläfen, rasselndem Atem, schwerem Herzen und zitterigen Knien litt, legte eine Pause ein. Sie ließ sich auf einem von der Witterung ganz abgeschliffenen Felsen nieder und kümmerte sich gar nicht weiter um ihre Robe, denn die war ohnehin schon durchnässt und verdreckt. Mit steifen, schmerzenden Fingern nestelte sie den Verschluss ihrer Umhängetasche auf. Von dort zog sie ein kleines Gestell aus Metall mit Glaswänden hervor, das einst als Grubenlampe geboren und von Joanna zur Nacht-, Sturm- und Reiselampe gekoren worden war. Der Docht der Lampe im Inneren war längst heruntergebrannt und das Moleratfett vor vielen Jahren verbraucht worden, aber beides benötigte die Lampe auch gar nicht mehr. Joanna balancierte das kleine Gestell auf ihren Oberschenkeln und nahm erst eines der dunklen, duftenden Kräuterbällchen aus ihrer Tasche und holte dann noch ein durchsichtiges Fläschchen hervor, das mit einer purpurroten Flüssigkeit gefüllt war, die leicht schäumte, wenn Joanna das Behältnis hin und her bewegte. Mit geübter Fingerfertigkeit öffnete Joanna dann den Lampendeckel, ließ das leicht klebrige Kräuterbällchen in die Öffnung hineinfallen und goss sogleich die Flüssigkeit aus dem rasch entkorkten Fläschchen hinterher. Sofort begann die Flüssigkeit auf dem Krautklumpen zu brodeln, es bildeten sich weißer Rauch und scharfe Gerüche. Als beide zum größten Teil entwichen waren, klappte Joanna den Lampendeckel wieder zu, was das laute Zischen im Inneren des Gestells ein wenig dämpfte. Nur ein paar Augenblicke später entstand wie von Zauberhand ein gleißendes, weißes Licht. Hier auf dem natürlichen Bergpfad, wo Schnee und Nebel Hand in Hand daran arbeiteten, dem Reisenden die Sicht zu versperren, brachte dieses Licht nicht viel. Joanna aber hatte diese alchemistische Reaktion vor allem deshalb in Gang gesetzt, weil sie jede Menge Wärme, geradezu Hitze nach außen abgab, und tatsächlich waren die eingelassenen Glasscheiben der Lampe bald auch von außen zu heiß, als

dass Joanna das Gestell noch auf ihrem Schoß hätte halten können. Sie umfasste daher den Tragegriff, der oben am nun fest verschlossenen Deckel angebracht war, und erhob sich mitsamt der Lampe. Die Wärme der alchemistischen Reaktion im Innern breitete sich pulsierend nach außen hin aus und half, die mit den Zähnen fletschenden Frostbisse von Joannas Haut fernzuhalten.

Nach einer weiteren Stunde ließ der Nebel nach und es hatte aufgehört zu schneien. Das Licht der tiefstehenden Sonne drang mühevoll durch die weißen, gefrorenen Schwaden in der Luft. Joannas Füße taten weh, ihre Knie ächzten und ihre Lunge brannte. Auch ihre Lampe hatte an Kraft verloren. Unter ihren schmerzenden Sohlen spürte Joanna aber, wie die Steigung deutlich nachließ. Der Bergpfad verbreiterte sich, an seinen Seiten zeigten sich sogar wieder erste Sträucher und Büsche, und als Joanna schließlich auf einem Plateau ankam, war die Luft um sie herum deutlich wärmer. Der heiße Strom rund um die Insel herum war offenkundig nicht das einzige seltsame Wetterphänomen an diesem Ort. Das Plateau war von bräunlich-grünen, einstmals saftigen Moosen bewuchert, eine Handvoll knorriger, nadelloser Bäume als ihre Aufseher. Kieswege malten geometrische Formen ins Gras und verliefen völlig ohne Ziel. Ein kleiner Tümpel war bis auf wenige unerschrockene Wassertropfen völlig totgesickert. Es war eine gebrochene Idylle, eingerahmt von Steilwänden, die hoch zum Berggipfel führten, von dem ein einzelnes großes Holzkreuz grimmig auf die Welt hinabsah. Den Mittelpunkt des Plateaus bildeten weißgraue, niedrige Steinmauern, die vor vielleicht hundert Jahren ein kleines, abgeschottetes Heim gebildet hatten, aber schon seit einiger Zeit ihre Flanken offen ließen. Die Lücken in den unvollständigen Mauern waren notdürftig mit Holzbrettern gestopft, zusammengenagelt zu Verschlägen, die in der feuchten Witterung längst morsch geworden waren. Das war die Klausur, einstmalige Wirkungsstätte der Priesterin und letzter bekannter Rückzugsort der Mutter Joannas.

Die hellen Mauern waren von ein paar dunklen, beweglichen Flecken gespickt. Joanna dampfte ihren Atem durch die Luft und kam näher. Die

Flecken waren Raben, und wie schon auf dem Dorfplatz musterten sie Joanna mit einer gewissen Gleichgültigkeit. Als Joanna ihre glimmende Lampe auf einem kleinen Holzbänkchen vor der Tür des Heims ablegte, hüpfen zwei der dunklen Vögel neugierig darauf zu und testeten vorsichtig ihre Schnäbel am Glas. Die Tür des Klausenhauses war aus dickem Holz, aber sie hing bereits schief aus den Angeln und war nur mit einem kleinen Hanfseil festgebunden. Als Joanna das Seil löste, schwang die Tür auf und lehnte sich erschöpft gegen einen Mauerrest. Das Dach des Häuschens war mit dem Schilf gedeckt, der auch die Häupter der Häuser unten im Dorf zierte, aber für eine viel zu lange Zeit war es nicht geflickt worden, und so war im Inneren alles kalt, klamm und feucht. Joanna nahm ihre Lampe wieder von der Bank, unter den vorwurfsvollen Blicken der zwei Raben, und lugte unsteten Fußes in die verlassene Behausung hinein.

Als erstes fiel Joanna der Alchemietisch ins Auge, auf dem antiquiert erscheinende Glasröhrchen und Kolben das orangene Licht ihrer Lampe reflektierten. Sie erkannte ferner einen Kessel und sah einen kleinen Mörser samt Stößel auf dem Tischchen parat stehen, als sei die Besitzerin nur kurz rausgegangen, um schnell ein paar fehlende Ingredienzien zu sammeln. Auch sonst sah vieles in dem kleinen Raum aus wie lediglich spontan liegengelassen: Ein Hocker sah aus wie nur kurz beiseite geschoben, ein Beerenstrauch in einem Topf wie gerade eben erst verwelkt, das Strohbett wie kürzlich verlassen, und auch der Schreibtisch machte den Eindruck, als hätte Minuten zuvor noch jemand daran gesessen, die leeren Pergamente sortiert und gerade eben erst bemerkt, dass die Tinte im kleinen Tintenfasschen eingetrocknet war und ersetzt werden musste. Allein die fehlende Wärme und der fehlende Geruch nach Menschen verrieten Joanna, dass hier schon lange niemand mehr wohnte. Der Ofen im Haus hatte schon lange kein Feuer mehr beherbergt und war fast bis zum Überquellen mit alter Asche gefüllt. Am Kleiderhaken direkt neben der Eingangstür hingen weder Hut noch Mantel, und nirgendwo warteten Schuhe.

Joanna machte ein paar weitere Schritte in den Raum hinein. Die Decke war niedrig, Joanna streifte sie beim Gehen fast mit ihrem Haarschopf. Die gedrungene Behausung hatte keine Fenster, stattdessen war lediglich ein schmaler, langer Schlitz in die Wand zur Linken eingelassen. Darunter war ein ebenso langes Regalbrett angebracht, auf dem dicke, bauchige Gläser standen, die in unterschiedlicher Höhe mit getrockneten und gerebelten Kräutern gefüllt waren. Wie bei Kräuterkundigen typisch, waren die Gläser nicht beschriftet. Joanna ging in Gedanken ihre Namen durch: Königsdistel, Sonnenkraut, Zauberwurzel, Staudenlobelie, Ogerblatt, Kaktusblüte und sogar Kronstöckel. Und dann, ganz plötzlich, wie ausgelöst durch das Betrachten der Kräuter, schoss Joanna auf einmal wieder die Frage durch den Kopf, die sie überhaupt erst hierhergeführt hatte. Unwillkürlich sank sie auf die Knie, musste sich selbst im Hocken noch mit ihren Armen auf ihren Oberschenkeln abstützen. „Mutter ...“, hauchte sie in die einsame Klausur hinein, die Worte flohen verstohlen aus ihrem Mund über ihre bebenden Lippen. „Warum hast du mich verlassen?“

Joanna legte sich die Hände ans Gesicht, aber sie fing sich rasch wieder. Sie war nicht zum Trauern hier. Sie ließ den Blick noch einmal durch den überschaubaren Raum gleiten, ihn die spartanische Einrichtung mit sanften Fingern abtasten. Diesmal blieb sie an der kleinen Truhe neben der alten, verlassenen Schlafstatt ihrer Mutter hängen. Die Truhe war aus Korb geflochten und hatte kein wirkliches Schloss, der Deckel war lediglich lose in den Unterbau eingesteckt. Joanna ging herüber und löste die Verbindung. Als sie den Deckel öffnete, kam ihr ein unbeschreiblicher Muff entgegen. Sämtliche Schimmelsporen, die sich nicht an die Holzbretter außen und innen getraut hatten und nicht in die luftdicht verschlossenen Kräutergläser gelangen konnten, hatten sich offenbar in das Innere der Truhe geflohen. Erst jetzt fiel Joanna auf, wie fleckig der Korbkasten war; er war gesprenkelt mit dunkelgrünen, blauen, schwarzen und sogar weißen Flechten. An einigen Stellen war er sogar noch feucht, und als Joanna nach oben sah, erkannte sie, dass das Wasser in unregelmäßigen Abständen in Gestalt großer, dicker Tropfen

durch die Decke kam und auf die Truhe auftraf. In der Truhe selbst befanden sich ein abgebrochener, verrosteter Metallschlüssel und ein Buch. Den Schlüssel ließ Joanna liegen, das Buch nahm sie heraus. Ihre Lampe hatte sie auf dem Strohbett links neben ihr abgestellt, sie spendete noch immer ein wenig Licht. Das Buch war ebenfalls feucht, angegriffen von der Witterung und dem beständig eindringenden Wasser, und vielen der Seiten war die sinnstiftende Tinte längst entfloßen, wenn das Papier nicht ohnehin schon vom Schimmel völlig zerfressen war. Joanna konnte deshalb nur ein paar der neueren Texte auf den hinteren Seiten entziffern, und das auch nur bruchstückhaft. Die Handschrift auf den hinteren, noch lesbaren Seiten wirkte fahrig und gedrunken, zeigte aber noch Spuren stolzer Schönschrift, die erst über die Zeit zu einer scheuen und leiseren Gestalt zusammengeschrumpft war.

Joanna setzte sich zum Lesen auf das Strohbett; es gab ihrem Gewicht sanft nach. Ganz entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit strich sie mit dem Finger unter den Worten längs, während sie las. Die Texte waren so voller Reue und Schwermut, dass sie sich wie ein Klammergriff um Joannas Herz legten. Joanna las viel und lange, manche Zeilen immer wieder, um ihren Sinn zu verstehen, aber vieles blieb im Dunkeln. In ihrem Kopf setzte sie die Worte der Priesterin mit den Geschichtsfragmenten zusammen, die sie aus Gesprächen mit den Menschen auf der Rabeninsel, aber auch von außerhalb, gewonnen hatte, und die sie noch nicht gewagt hatte, niederzuschreiben. Es dauerte, aber am Ende ergab alles ein stimmiges Ganzes. Joanna spürte, wie ihr Atem schneller ging und ihr Herz klopfte, als sie das Tagebuch ihrer Mutter neben sich auf dem Strohbett ablegte. Ihre Finger zitterten wie Espenlaub. Mit Geisterhand zog sie ihr eigenes Notizbuch und ihren Kohlestift hervor und begann zu schreiben. Die Zeilen kamen nur mühsam zu Papier, Joanna musste mehrmals wischen und durchstreichen und konnte sich nicht erinnern, jemals so viel Zeit für nur einen Absatz Schreibtätigkeit gebraucht zu haben. Es fühlte sich an wie körperliche Schwerstarbeit, aber statt dass die Last abgetragen wurde, schien sie sich nur immer mehr über Joanna aufzutürmen. Als sie das

letzte Wort geschrieben hatte, musste sie rasten wie nach einem langen Marsch.

Letztlich ist die Geschichte der Priesterin eine Geschichte über menschliche Schwäche. Als erste Frau in den Weihen Innos' wollte die Priesterin den von ihr eingeschlagenen Pfad um jeden Preis weitergehen, und dafür gab sie sogar ihr eigenes Fleisch und Blut fort, das ihr nur Hindernis auf diesem Weg gewesen wäre. In der Rückschau war dies die Ursünde der Priesterin und der Beginn einer langen Reihe von endgültigen Abschieden, gekappten Seilen und zerstörten Brücken. In einer ihr ohnehin feindselig gesonnenen Welt wollte sie keine einzige offene Flanke zeigen. Der Mut, der ihr den Weg ins Priesterinnenamt geebnet hatte, war irgendwann aufgebraucht, und so drehte sie der Welt nach und nach den Rücken zu. Zuerst ließ sie ihre Tochter im Stich, dann ihre Gemeinde, schließlich auch den Rest ihrer Mitmenschen. Die Priesterin des Feuers wurde zu einer Frau der Kälte. Erst in der Abgeschiedenheit und Isolation fand sie Zeit für Kontemplation und Einsicht. Als sie zum Ende ihres Lebens Bilanz zog, konnte sie selber kaum noch die Frage ertragen, warum sie ihr Kind verlassen hatte, geschweige denn, dass sie sich diese Frage beantworten konnte. Ihren Irrweg hatte sie erst erkannt, als sie ihn schon ganz bis ans Ende gegangen war. Für tätige Reue war es da längst zu spät. Und so starb die Priesterin, die einst Vorbild und Vorreiterin für alle ihr nachkommenden Frauen sein wollte, als eine Mutter, die ihre eigene Nachkommin verlassen hatte.

Das Geraschel schwarzer Federkleider ließ Joanna von ihrem Notizbuch aufschrecken. Als sie zur Tür sah, hielt sie die Hände unwillkürlich wie zum Gebet gefaltet. Dort stand im Halbdunkel eine Frau, zur einen Seite auf einen Gehstock gestützt, die grau-melierten Haare zu einem strengen Dutt gebunden, der schwere Rock feucht von der Witterung. Die Greisin verweilte lange in dieser Position, blieb stumm und sah Joanna einfach nur an. Erst nach einiger Zeit verzog sich ihre so versteinert anmutende Miene zu einem kleinen Lächeln. „Du hast sie also gefunden“, sagte sie.

Joanna konnte es kaum glauben, dass die Greisin, auf ihren Gehstock gestützt, den ganzen Weg von ihrer Gaststätte rauf bis zum Gipfel des Berges gegangen war. Die Sonne war mittlerweile in der Endphase ihrer Dämmerung angekommen, und Joanna und die Greisin schlenderten geradezu gemütlich auf den kleinen Tümpel auf dem Bergplateau zu. Bereits zuvor hatte die Greisin begonnen, viel über die Priesterin, Joannas Mutter, zu erzählen. Zwischendrin hatte sie vorgeschlagen, das Grab der Priesterin zu besuchen, solange die Sonne, die sich während der Dämmerung mehr und mehr durch die aufklarenden Wolken gebahnt hatte, noch ein wenig Licht bot. In Joannas Kopf rauschte es heftig, denn die Greisin hatte mit einem Mal einiges zu erzählen gehabt und war noch immer nicht fertig. Den Mantel des Schweigens einmal abgelegt, konnte sie Details um Details über das Leben der Priesterin erzählen, und Joanna wurde es beinahe schlecht bei der Erkenntnis, dass sie ihrer Mutter und deren Gedenken großes Unrecht getan hatte. Joanna war im Irrtum gewesen, verwirrt von den lügnerischen Einsprengseln ihrer vielen Gesprächspartner, auf einen falschen Pfad gelockt, den sie irrigerweise durch die Tagebuchfragmente ihrer Mutter komplettiert gesehen hatte. Das Ende ihrer Geschichte, wie Joanna es niedergeschrieben hatte, war falsch, und viele der Zeilen aus dem Tagebuch hatte Joanna schlicht missverstanden, falsch gedeutet auf der Basis der vielen Gerüchte, Halbwahrheiten und Lügen, die ihr von spitzen Zungen an die schutzlosen Ohren getragen worden waren. Schon der Beginn ihrer Geschichte war von Unwahrheit vergiftet gewesen, und so waren auch alle Früchte der Erzählung ungenießbar geworden. Die Greisin bemühte sich nun geduldig um Aufklärung, stellte klar und widerlegte, wo sie nur konnte, schlug sich dabei aber niemals erkennbar auf die Seite der Priesterin, sondern gab sich als unbeeinflussbare Chronistin des Geschehens. Es war das längste Gespräch, das Joanna auf dieser Insel geführt hatte, und auch das ehrlichste. Währenddessen überkam Joanna immer wieder der Drang, die Greisin in ihrer Erzählung zu unterbrechen, damit sie das Gehörte direkt aufschreiben konnte, doch schließlich kam sie davon ab, denn ebenso wie sie sich die Geschichte

ihrer Mutter nicht von den Bewohnern der Rabeninsel und anderen Menschen hatte diktieren lassen dürfen, wollte sie nun auch die Worte der Greisin nicht ungeprüft für bare Münze nehmen. Sie hörte also einfach nur aufmerksam zu, glich die Worte der Greisin mit ihrem Wissen, aber auch mit ihren Gefühlen ab, und am Ende entstand das Bild von einer Frau, die viel mehr gehadert, gezögert und gezweifelt hatte, als man ihrer Tochter hatte weismachen wollte. Die Priesterin war keine Rabenmutter, sondern am Ende war sie ein Mensch.

Als Joanna und die Greisin die letzte Ruhestätte der Priesterin erreichten, verfielen beide in Schweigen. Der kleine Erdhügel mit dem schmucklosen und gleichwohl zierlichen Holzkreuz, der sich neben dem vertrockneten Tümpel aus dem moosbewachsenen Boden wölbte, wirkte wie das Grab eines unbekannten Soldaten. Gleichzeitig verströmte die Ruhestätte einen Frieden, wie Joanna ihn schon sehr lange nicht mehr gespürt hatte. Wie sie neben der Greisin stand, sie beide mit gesenkten Häuptern, entspann sich zwischen ihnen eine Vertrautheit, die Joanna so kaum kannte. Das Gefühl war flüchtig, und damit es nicht in der feuchten Winterluft zerstieb, brach Joanna das Schweigen.

„Man hat sie am Ende also wenigstens begraben.“

„Nein“, sagte die Greisin, die ihr Haupt weiterhin gesenkt hielt. „Kein Mann hat sie begraben.“

Joanna erkannte das Missverständnis, korrigierte es aber nicht.

„Ich alleine war es, die die Priesterin begrub. Ich begrub sie mitsamt ihrer Robe und mitsamt ihrem Innosanhänger, den sie stets bei sich getragen hatte. Sie wollte es so, und ich erfüllte ihr den Wunsch allein und mit meinen eigenen Händen. Von der Priesterin des Feuers sollte am Ende nichts mehr übrig bleiben. Am Ende ihres Lebens wollte sie wieder nur ein Mensch sein.“

Joanna nickte, verstand aber erst lange nach dem Gespräch, was die Greisin damit gemeint hatte. Sie blieben noch eine Weile vor dem Grab stehen, bis die alte Frau endlich wieder ihr Haupt erhob und Joanna einen warmen, freundlichen Blick schenkte.

„Ich hoffe, ich konnte dir dabei helfen, das zu finden, wonach du gesucht hast“, sagte sie mit fester Stimme. Als ihre Augen sich mit denen Joannas trafen, konnte Joanna den Moment des Abschieds kaum ertragen. Sie ließ ihn dennoch geschehen.

„Ich glaube, du hast jetzt noch etwas zu tun. Hinter dem Steinhaus findest du einen abgeschlossenen Unterstand, in dem getrocknetes Brennholz lagert. Du wirst es brauchen, wenn du die Nacht in der Klausur verbringen willst.“

„Danke“, sagte Joanna mit einem dicken Kloß im Hals. Sie verabschiedete sich von der Greisin und ließ sie ihrer Wege ziehen, beobachtete sie noch lange dabei, wie sie den Bergpfad vom Plateau herunterging, bis sie von der aufkommenden Dunkelheit verschluckt wurde.

Joanna fand das Holz wie versprochen im Unterstand und nahm einige Scheite mit in die kleine Behausung. Zündmittel hatte sie eigene dabei, und nachdem sie den kleinen Ofen notdürftig gereinigt hatte, brachte sie schnell ein kleines Feuer zum Brennen, das nicht nur Wärme, sondern auch Licht spendete. Obwohl noch immer kalte Luft durch das zugige Haus waberte, fühlte Joanna sich mit einem Mal ganz geborgen, und allmählich schlich sich der bittere Geschmack, der sich auf ihre Zunge gelegt hatte, völlig aus. Ihr Herz war noch immer schwer, aber es hatte Frieden gefunden. Ein letztes Mal an diesem Tag zog Joanna ihr Notizbuch hervor und setzte sich auf das Strohbett. Die letzte beschriebene Seite des Buchs riss sie aus und warf sie in den Ofen, wo das Papier binnen weniger Sekunden vom Feuer zusammengeknüllt wurde. Joanna beobachtete das Schauspiel gebannt, bis von der Buchseite nur noch Asche übriggeblieben war. Dann nahm Joanna ihren Kohlestift in die Hand. Endlich war sie bereit, das Ende der Geschichte zu schreiben.

Letztlich ist die Geschichte der Priesterin eine Geschichte über Menschlichkeit, Lüge und Wahrheit. Sie beginnt mit dem gebrochenen Versprechen eines unehrlichen Abtes, der das Kind der Priesterin verschleppen und aussetzen ließ,

nachdem er den Tod des Neugeborenen erst vergeblich erstrebt und dann vorgetäuscht hatte. Noch in den frühen Morgenstunden nach der Geburt hatte der Abt die Tochter der Priesterin aus dem Kloster bringen lassen. Mutter und Tochter lebten fortan getrennt, über die Ferne verbunden lediglich durch ein gemeinsames gesundheitliches Leiden, verursacht durch ein seltenes und schwer herzustellendes varantinisches Gift, welches der Abt in der Geburtsnacht dem Badewasser der Priesterin beimischen ließ. Ob es nun dem reinen Glück oder der göttlichen Intervention Innos' zu verdanken war: Das Gift war zu niedrig dosiert gewesen, und so tötete es weder Mutter noch Kind, hinterließ aber in beiden eine schwelende, unheilbare Krankheit, die sie ihre Leben lang begleiten sollte.

Die Priesterin, von den Lügen des Abtes in die Irre geführt, glaubte noch lange, dass ihre Tochter tot und begraben im Klosterhof lag. Doch je länger die Zeit verging, desto mehr kamen ihr Zweifel, denn sie wusste, dass dem Abt und seinen Kirchenmännern nicht zu trauen war. Als sie eines Nachts die vermeintliche Grabstelle ihres Kindes im Klosterhof aufgrub, fand sie weder Körper noch Knochen noch Sarg, und seitdem wusste sie, dass der Abt sie belogen hatte. Die Lüge, und damit auch die Geburt ihrer Tochter, lag da jedoch schon lange zurück, und ihr fehlten nicht nur die Beweise, sondern auch der Mut und die Macht, um den Abt und seine Büttel zur Rede zu stellen. Daher schwieg sie über den Vorfall und verließ das Kloster. Dass sie damit letztlich den Willen des Abtes erfüllte, lastete schwer auf ihrem Herzen, aber die Sehnsucht nach ihrer Tochter war stärker als ihre Bindung zum Kloster und selbst zu Innos.

Als sie in die weltliche Gemeinschaft zurückkehrte, waren jedoch die schrecklichsten Gerüchte, Halbwahrheiten und Lügen über sie verbreitet worden, und überwiegend begegneten die Stadtbewohner ihr feindselig und verschlossen. Über den Verbleib ihrer Tochter wollte niemand etwas wissen, und selbst am Waisenhaus wies man sie ab. Die Priesterin fand nur den Vater ihrer Tochter, der wie getarnt als alleinstehender Schmied gelebt hatte, doch auch er wollte weder von Mutter noch von Tochter etwas wissen, hatte nie nach seinem

eigen Fleisch und Blut gesucht und verweigerte sich der Frau, mit der er ein Kind gezeugt hatte.

Von so viel Niedertracht und der allgegenwärtigen Feindschaft erschrocken, kam die Priesterin zu dem Schluss, dass sie ihrer Tochter kein Glück damit antun würde, wenn sie sich offen zu ihr bekannte. Sie wollte sie schlicht nicht zur Tochter einer Mutter machen, die ihr Kind verstoßen hatte. Schweren Herzens gab sie daher ihre Suche auf und ging ins Exil auf die Rabeninsel. Im Alter und im Rückzugsort der Klause lasteten auf ihr schwere Zweifel darüber, ob sie richtig und zum Besten ihrer Tochter gehandelt hatte, und in den letzten Jahren ihres Lebens wurden die Zweifel zu einer tiefen Reue, die sie bis ins Grab hinein verfolgte.

Schlussendlich war die Priesterin, obwohl geweiht und von Innos gesegnet, nur ein Mensch, und Menschen taugen nicht zu Helden. Nur die Nachwelt kann darüber urteilen, ob die Priesterin am Ende richtig oder falsch gehandelt hat. Das einzige, was wir dabei einfordern müssen, ist, dass dieses Urteil im Lichte der Wahrheit gefällt wird.